

Der sonntägliche Gottesdienst im jurassischen Täuferdorf Moron gehört ganz und gar zum Leben seiner Bewohner.

Täufer in der Schweiz

Von Marianne von Arx (Text) und Karl Hofer (Bilder)

Gemeinhin ist bei uns von Wiedertäufern die Rede. Für die traditionellen Täufer in der Schweiz, die sich als religiöse Minderheit seit Jahrhunderten haben behaupten können, gilt diese Bezeichnung jedoch nicht, höchstens für Proselyten evangelischer oder katholischer Herkunft, weil diese in der Tat «wieder» getauft worden sind. Die Täuferbewegung lehnt die übliche Taufe von Kleinkindern grundsätzlich ab, da diese ja nicht wissen, wie ihnen geschieht. Nur «freiwillige, bewusste und dienstbereite Christen» sollen der Gemeinde angehören, was eine Taufe erst in jugendlichem Alter oder noch später bedingt.

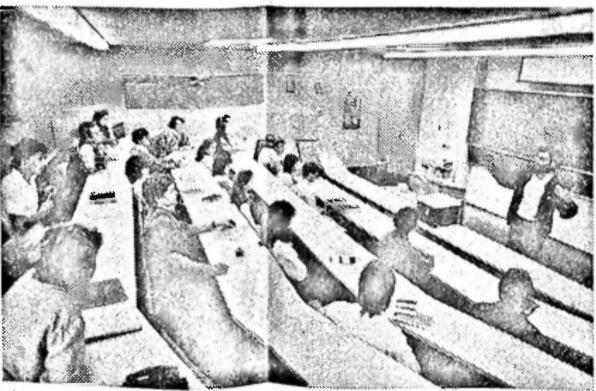
Zur Reformationszeit ist die Täuferbewegung entstanden, radikal in ihrer Überzeugung, Kirche und Staat könnten nicht unter einen Hut gebracht werden. 1525 kam es zum Bruch mit Zwingli, der die Stadt Zürich mit Unterstützung der Behörden reformierte, das heisst die Staatskirche beibehielt. Daraufhin begannen für die Täufer die Verfolgungen.

Ihr gängigster Name ist wohl Mennoniten, nach dem ehemaligen Priester Menno Simons, dem es 1536/37 in Holland gelang, die Bewegung wieder zu einigen, die sich schon bald einmal durch schwärmerische Auswüchse geschadet hatte, zum Beispiel durch die Eroberung der Stadt Münster in Westfalen im Jahr 1535, die sie als Beginn des tausendjährigen Friedensreiches aus der Offenbarung des Johannes sehen wollten.

Menno Simons tat viele Aussprüche, die für viele Täufer auch heute noch (oder gerade heute) sehr wichtig sind; dass die «Kindertaufe in der Bibel keinen Grund hat», ja «wir mit der Kindertaufe betrogen worden sind», oder, was die Ablehnung des Waffentragens betrifft: «Unsere Burg ist Christus, unsere Gegenwehr Geduld, unser Schwert ist Gottes Wort, und unser Sieg ist der freimütige, feste, ungefärbte Glaube an Christum Jesum. Eisen,

Metall, Spiess und Schwerter lassen wir denjenigen, die leider Menschen- und Säueblut in gleichem Wert achten.»

Unbelehrbare Täufer sind ertränkt, enthauptet, gefoltert, «langsam verbrannt» worden – über siebzigmal, so wird überliefert, hätten einige auf dem Scheiterhaufen «o mein Gott» gerufen. Sie hätten zwar die Chance gehabt, mit dem Leben davonzukommen, wenn sie zu einem Kompromiss bereit gewesen wären. Sie waren es nicht. Ein gewisser Hang zum Märtyrertum scheint ihnen eigen gewesen zu sein. «Zwänggringe si si gäng gsi», meint noch heute die alte Mutter eines Täuferpredigers aus dem Emmental, wenn man auf dieses Thema zu sprechen kommt. Die



An der Europäischen Mennonitischen Bibelschule auf dem Bienenberg ob Liestal werden junge Leute in einem einjährigen Grundkurs ausgebildet, damit sie sich dereinst in den Gemeinden nützlich machen können.

bärtigen Täufer wurden auch auf die Galeeren geschickt, eine Strafe, die jahrelange Qual bedeutete und oft mit dem Tod endete. Im Buch «Geschichte der bernischen Täufer» von Ernst Müller, Pfarrer in Langnau, erschienen 1895 im J.-Huber-Verlag, Frauenfeld, heisst es in der Bittschrift eines Geistlichen an den Rat Anfang des 18. Jahrhunderts: «... sintemal ja bekannt, was auf den Galeeren für grausame Tentationen zum Abfall geübt werden, wie die Bekenner unserer Religion, die erst davon erlöst worden, genugsam zu sagen wissen. Zu schweigen der Gräueltaten und Lasterthaten, die alle Tage vor ihnen, ja oft an ihnen, sonderlich in Italien verübt werden, es wird ihnen dadurch auch jede Möglichkeit zur wahren Christenreue abgeschnitten.»

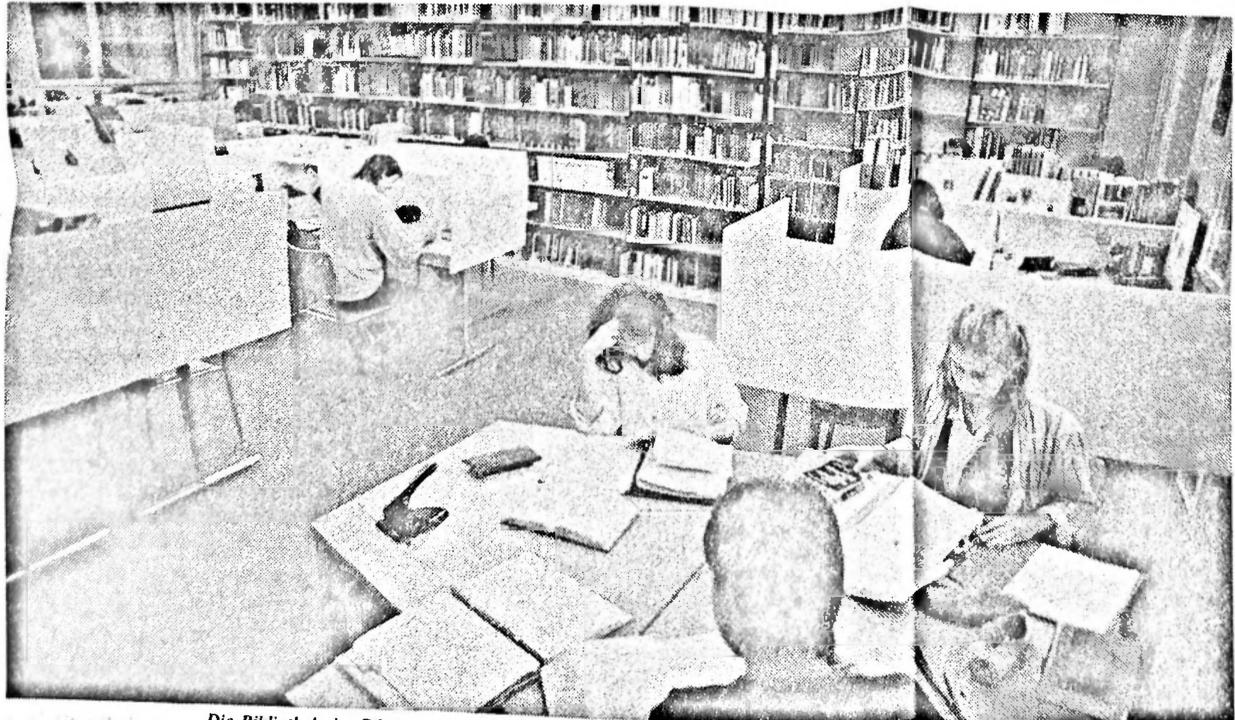
Spaltungen

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatten sich die Täufer ins Emmental und in die Höhen des Jura zurückgezogen. Ein Jahrhundert später spaltete sich die Bewegung: Der Prediger Jakob Ammann im Emmental forderte eine weniger weltliche Gemeinde mit ganz strikten Geboten, auch was die äussere Erscheinung anbelangte. Die «Amischen» sonderten sich also ab. Die meisten sind nach Nordamerika ausgewandert; in den USA zählen sie heute rund 18 000 Mitglieder. Sie sprechen unter sich Hochdeutsch – Elsässer und Süddeutsche hatten sich in den Anfangszeiten noch hinzugesellt –, doch im Kern sind die Amischen, in den Vereinigten Staaten wie Reliquien bestaunt, eine Attraktion für Touristen, emmentalischen Ursprungs.

Ein weiterer schweizerischer Gründer einer Täufergemeinschaft war Samuel Heinrich Fröhlich (1803–1857). Als Vikar in Leutwil im Kanton Aargau wurde er 1831 von der aargauischen Regierung abgesetzt, weil sie seine Predigten als Schwärmerei



Nach dem Erntedankfest findet sich alt und jung bei der Kirche von Moron ein und tut sich an Tee und Brot göttlich – bescheiden ist man in allem.



Die Bibliothek der Bibelschule ist gut besucht

verurteilte. Seine Anhänger nennen sich Neutäufer, Fröhlichianer, Nazarener und gehören in den USA der Apostolic Christian Church an. Früher waren sie auf die «Untertauchungstaufe» spezialisiert. Nun haben sie sich einmal mehr gespalten, die neueste Gruppe ist für noch mehr Strenge, die nicht mehr ganz Neuen sind nun die Mässigen: In gewissen Kreisen wird betont, nur die Lauen unter den Täufern seien in der Schweiz geblieben, die Echten, die Kämpferischen hätten sie verlassen, weil sie hier ihrem Glauben nicht hätten leben können. Mit der Französischen Revolution kam aber doch allmählich Glaubensfreiheit auch in die Schweiz. Im Emmental blieben die Täufer zurückge-

durften nicht unterhalb 800 Metern siedeln und keine Proselyten «machen»). Ab Ende des 19. Jahrhunderts errichteten sie Götteshäuser (Kapellen). In ihrer Glaubensgrundlage, die durch die ausserordentliche Delegiertenversammlung der Konferenz der Mennoniten der Schweiz im Jahr 1983 angenommen wurde, heisst es unter anderem:

«Wir glauben, dass die von Jesus verordnete Taufe an allen vollzogen werden soll, die ihren Glauben an Jesus Christus bekennen und nach ihr verlangen... Die Form (untertauchen, be-giessen oder benetzen) ist für das Glaubensleben nicht entscheidend.

Wir verzichten auf Anwendung von Gewalt und fördern das Friedenszeugnis, angefangen in den Bereichen unseres persönlichen Lebens. Wir unterlassen auch das Schwören.

Als Freikirche sind wir vom Staat unabhängig. Wir verstehen die weltliche Obrigkeit als eine von Gott eingesetzte Ordnungsmacht. Als Nachfolger Jesu nehmen wir unsere Verantwortung dem Staat gegenüber ernst und fügen uns seinen Forderungen, soweit sie nicht den göttlichen Weisungen widersprechen.»

Etliche Strassen und Wege, Brücken und Höhlen in der Schweiz sind übrigens nach den Täufem benannt, so das «Täuferloch» östlich von Sumiswald im Kanton Bern, eine Senkung in einer Waldlichtung, wo Täufer begraben worden sein sollen «...für die auf keinen Kirchenhof begraben werden sollen... begräbniss ohne begleit und geleut verrichtet...» Die «Täuferbrücke» oder «Pont des Anabaptistes» oberhalb des Dorfes Cortébert im Kanton Bern ist ein beliebter Ausflugsort; unterhalb der Brückenköpfe (die Brücke selbst besteht nicht mehr) sind in der Felswand verschiedene Inschriften, aus dem Jahr 1633 etwa, noch immer lesbar. Interessant ist auch die Täuferhöhle in der Nähe von Hinwil im Kanton Zürich: Unter einer Nagelfluhdecke bietet sie gut 300 Menschen Platz. Nach der Überlieferung war sie Versammlungsort und Versteck der Ostschweizer Täufer zur Zeit der Verfolgungen im 16. Jahrhundert. Auch der Täufersteg (oder Täuferwegli) im Randengebiet west-

lich von Hemmental im Kanton Schaffhausen ist geschichtsträchtig. In der Reformationszeit trafen sich an dieser Stelle die Schaffhauser Täufer. Historiker wollen hier auch den Konzilsort für die Schleithemer Artikel ausgemacht haben, die sich gegen die für die Geschehnisse in Müstair verantwortliche Sekte richteten.

Gegenwart

Heute haben die vierzehn Täufergemeinden in der Schweiz rund 2800 Mitglieder (die ungetauften Kinder werden nicht mitgezählt). Sie befinden sich im Jura, in Muttenz und Liestal, in Bern und im Emmental. Die einzelnen Gemeinden sind mehr oder weniger autonom, was innerhalb der Täufergemeinschaft einen gewissen «Mangel an Übersicht» zur Folge hat.

Ein ganz typisches und auch bekanntes Alttäuferdorf ist Moron in der Nähe von Bellelay in der Freiberger im Kanton Bern.



Ein Prediger besucht eine Täuferfamilie im Berner Jura: Gemälde von Aurèle Robert im Musée des Beaux-Arts, Lausanne.

Hier wohnen ausschliesslich Täufer, an die fünfzig bis sechzig. Auch ein sehr guter Tête-de-moine wird in der hiesigen Käseerei hergestellt und vom jungen, aufgeweckten Käser Daniel Amstutz – einem überzeugten Antimilitaristen – unter die Leute gebracht. Bellelay ist für diesen Käse berühmt, er stammt ursprünglich von den Mönchen des einstigen Klosters, das heute eine psychiatrische Klinik ist, wie übrigens mehrere ehemalige Klöster in der Schweiz. Die Alttäufer stehen im Ruf, tüchtig zu sein, alles eine Spur besser zu machen als die grosse Masse. Gemeindegälteste und Prediger in Moron ist Theodor Loosli, Vater von zehn Kindern und Grossvater von zwölf Enkeln. Er ist auf geradezu wunderbare Weise nach zehnjähriger Krebskrankheit genesen. «Als ich mich während der Therapie sehr schlecht gefühlt habe», erzählt er schlicht, «begann ich jeden Tag ein Glas guten Weines zu trinken. Und von da an ist mir besser geworden.» Wenn man sich mit den Täufem etwas eingehender befasst, begegnen einem da und dort solch erstaunliche Dinge. Da war zum Beispiel ein Kind, das mit einem mehrfachen Schädelbasis- und Schädeldekenbruch wochenlang im Koma lag, dann aber plötzlich sehr rasch gesundete. Die hochentwickelte Medizin hat sicher das Ihre dazu beigetragen, doch auch die Gemeinde – davon ist diese überzeugt –, die einträchtig für ihre Kranken betet, und der feste Überlebenswille des Patienten.

Früher unterrichtete Theodor Loosli an der seit 1892 existierenden Schule, wo schon sein Grossvater Lehrer war. 1917 ist sie verstaatlicht worden. In dieser Gesamtschule mit neun Klassen sitzen jetzt neun Kinder aus Moron und den angrenzenden Höfen – nicht alle stammen von Täufereltern. Der junge, sehr hochgewachsene Lehrer Richard Schüpach ist ebenfalls kein Täufer. In diesen abgelegenen Gesamtschulen wird tüchtig gelernt; immer wieder können Schüler von der neunten Klasse direkt ans Gymnasium oder ins Seminar. Theodor Loosli berichtet von ehemaligen Schülern, die heute Theologen, Sekundar- und Gymnasiallehrer sind. Auch von seinen Söhnen und Töchtern haben einige sich für die akademische Laufbahn entschieden. Es gibt noch zwei solcher Schulen in der Gegend, in Mont-Tramelan und Montbautier. An ihnen muss jedoch von Gesetzes wegen gleich viel Französisch wie Deutsch unterrichtet werden – früher wurde an den Täuferschulen ausschliesslich Deutsch gesprochen, geschrieben und gelesen.

Ein Schwiegersohn von Theodor Loosli, Jürg Rindlisbacher, wirkte bis vor wenigen Jahren als Lehrer in Moron, und auch er war kein Täufer. Nun ist er aber einer geworden, ein sehr aktiver sogar. In einem winzigen Büro neben seiner Wohnung in Evillard im Kanton Bern, unweit von Biel, wo seine Frau – auch eine Lehrerin – mit drei kleinen Kindern waltet, ist er als Redaktor des «Zionspilgers» tätig, dem «Wochenblatt der Mennoniten der Schweiz (Alttäufer)». Auf jeder Ausgabe steht links neben dem Kopf: «Einen andern Grund kann niemand legen ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.» Hierin sind die Täufer unbeirrbar, eine Religion, die nicht auf Jesus baut, ist für sie keine Religion.



Das Bild stellt «die letzten Augenblicke des Märtyrers Hans Haslibachers» dar – bevor er am 20. November 1571 in Bern geköpft wurde.

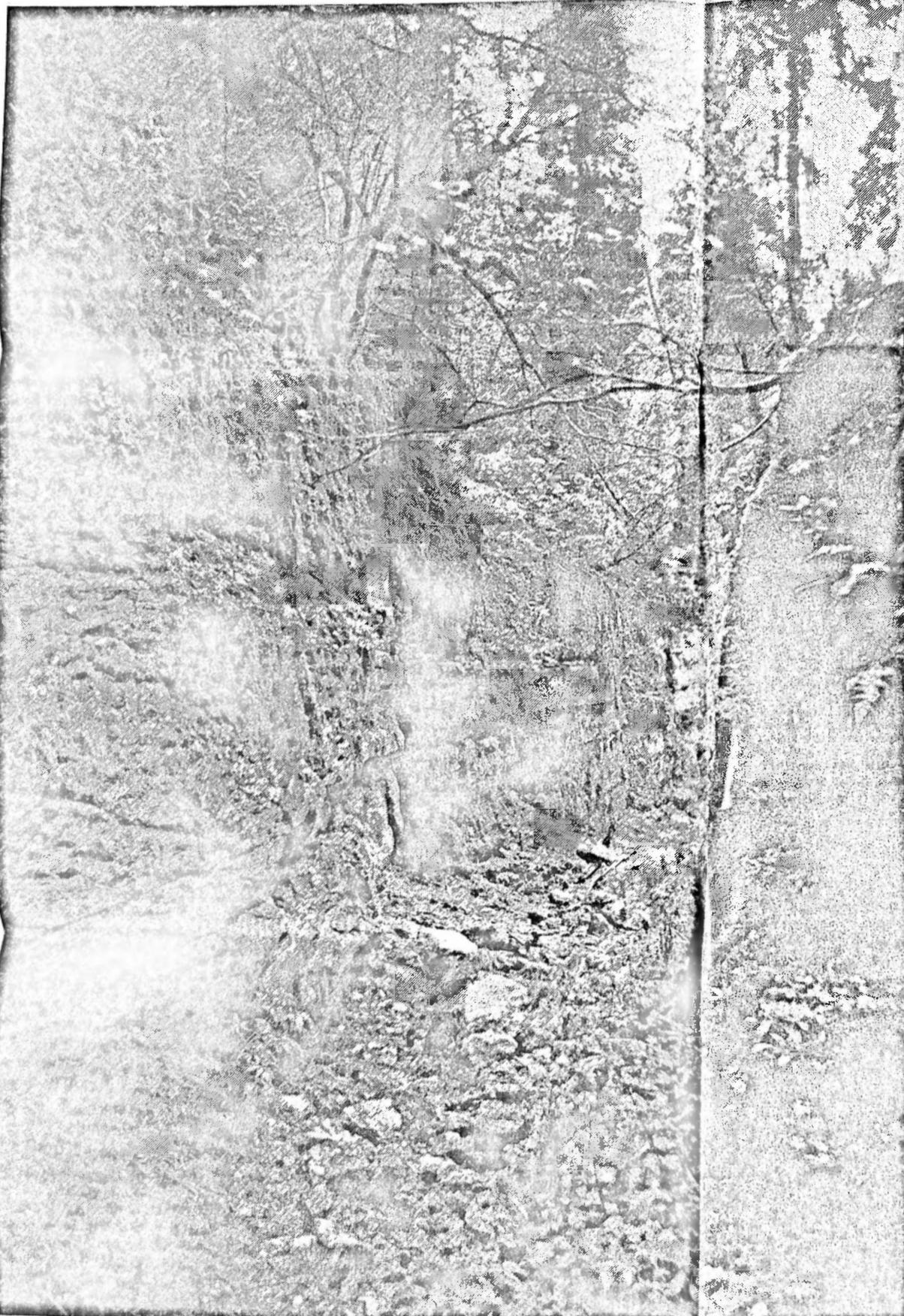
Ein Hauptmann vor dem Herrn

Ein «Typ» ist zweifellos Samuel Gerber, Landwirt und Prediger, von 1948 bis 1978 Präsident der Gemeinde Sonnenberg, die heute 650 Mitglieder zählt. Seinen Hof in Les Reussilles bei Tramelan, genannt Petite-Fraise, hat er nunmehr einem Sohn übergeben, wohnt aber immer noch dort. Während des Interviews wird er manchmal von seiner stillen Frau, die strickend dabei sitzt, zurechtgewiesen, was er sich wahrscheinlich ausser von ihr von kaum jemandem gefallen lässt. Er ist zwar der erste Gemeindegälteste, der Hauptmann bei der Schweizer Armee geworden ist, aber beileibe nicht der erste Täufer. «Mein Sohn, der den Hof bewirtschaftet, ist Oberleutnant. Zwei Cousins von mir waren Offiziere, David Gerber Kavallerieoberst, Daniel Gerber Trainoberst. Ich habe beide beerdigt.» Wie viele Täufer hatte auch er sich bei der Sanität einteilen lassen, Offizier sei er während des Aktivdienstes geworden, Hauptmann erst in den sechziger Jahren. Als er vor die Schweizerische Mennoniten-Konferenz zitiert wurde deswegen, sagte er nur: «Ihr müsst mich nehmen, wie ich bin.»

Er meint, und auch dazu hüstelt seine Frau: «Der biblische Abraham war ein Viehhirte, ein Feldhauptmann und ein Prediger vor dem Herrn.»

Von seinen fünf Kindern ist ein Sohn Pantomime geworden und weggezogen von der Gemeinde, nach der er aber immer noch «Längizyti» habe. Ein zweiter Sohn amtiert als Pfarrer bei der Landeskirche; er taufe zwar die Kleinkinder, lasse aber die eigenen nicht taufen. Ein anderer Sohn unterrichtet als Sekundarlehrer.

Es fällt auf, vor allem wenn man mit Menschen wie Samuel Gerber zusammen war, dass diejenigen, die neu zu den Täufem gestossen sind, sich immer etwas überzeugter geben als die «Traditionellen», aber dafür weniger gelassen wirken (oder darf man sagen weniger natürlich?). Weil sie erst Wurzeln schlagen müssen? Von verschiedenen Alttäufem wird dies bestätigt, man befürchtet auch, dass dieser oder jener «Neue» die Täufergemeinschaft zum Abreagieren seiner persönlichen Ressentiments miss-



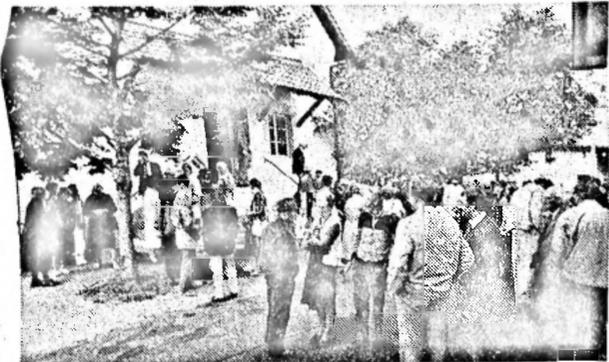
Obwohl die Brücke über diese Schlucht, bei der sich vor 250 Jahren verfolgte Täufer versammelten, längst nicht mehr besteht, wird der Ort oberhalb des Dorfes Cortébert noch immer «Pont des Anabaptistes» genannt.

brauchen könnte. Manchmal werde da revolutioniert, wo es nichts mehr zu revolutionieren gebe.

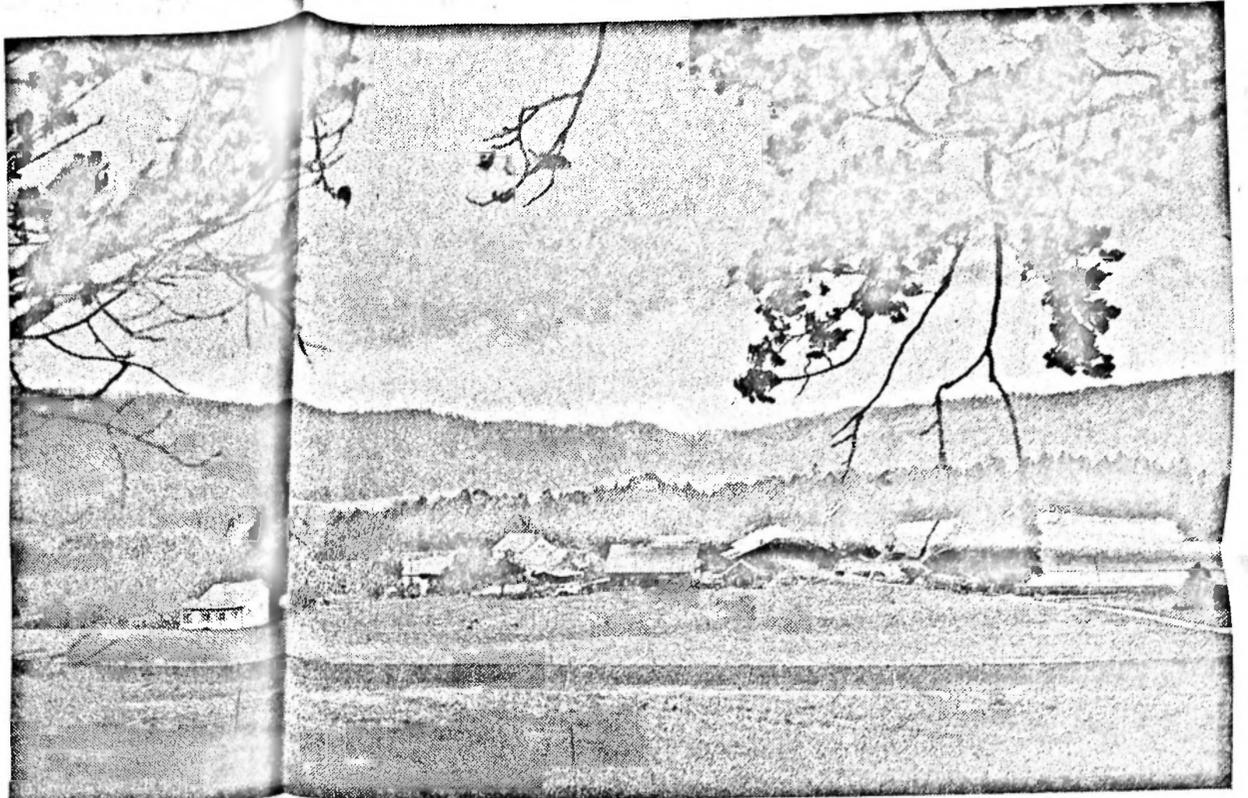
Bibelschule Bienenberg

Auf dem Bienenberg ob Liestal im Kanton Baselland existiert seit 1950 die Europäische Mennonitische Bibelschule. Getragen wird sie von den Mennonitengemeinden und steht selbstverständlich auch Nichttäufern offen. Ihr angeschlossen sind eine Tagungsstätte, ein Restaurant und ein Ferienheim mit sehr günstigen Preisen. Die erholsamen Wälder, die Aussicht über die Stadt machen Bienenberg zu einem beliebten Ausflugsziel.

Man kann hier während fünfzehn Wochen eine Kurzbibelschule besuchen, später einen einjährigen Grund-, dann einen zweijährigen Diplomkurs. Das Fächerangebot: Exegese, Bibelkunde, Altes Testament, Neues Testament, Glaubenslehre, Ethik, Kirchengeschichte, Praktika, Singen im Chor, Sport... Geht man durch die Räume, sieht man junge Menschen brüten;



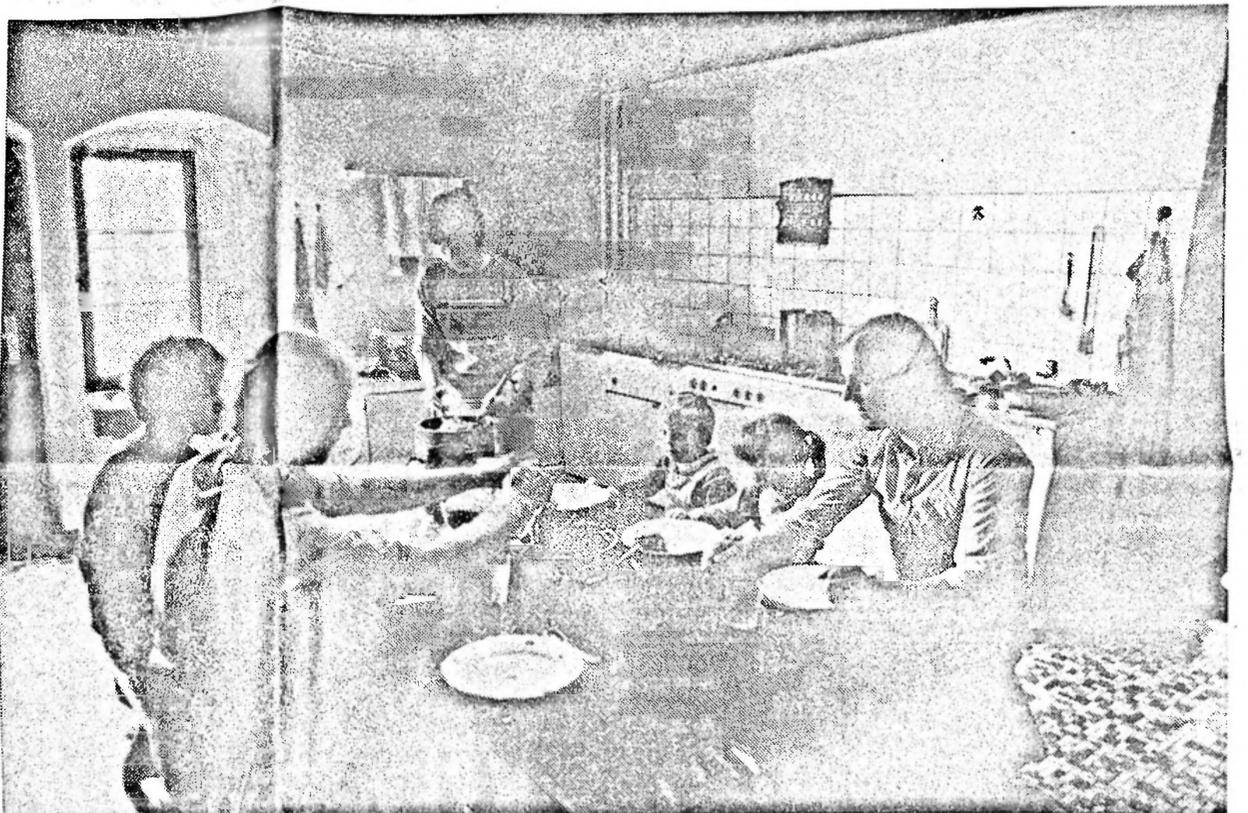
Nach dem Gottesdienst in Moron wird jeweils noch lange geplaudert...



... denn in dem kleinen Mennonitendorf im Herzen der Freiberge kennt jeder jeden: man ist so etwas wie eine grosse Familie.



Der junge Täufer Daniel Amstutz stellt in seiner Käserei den berühmten Tête-de-moine her.

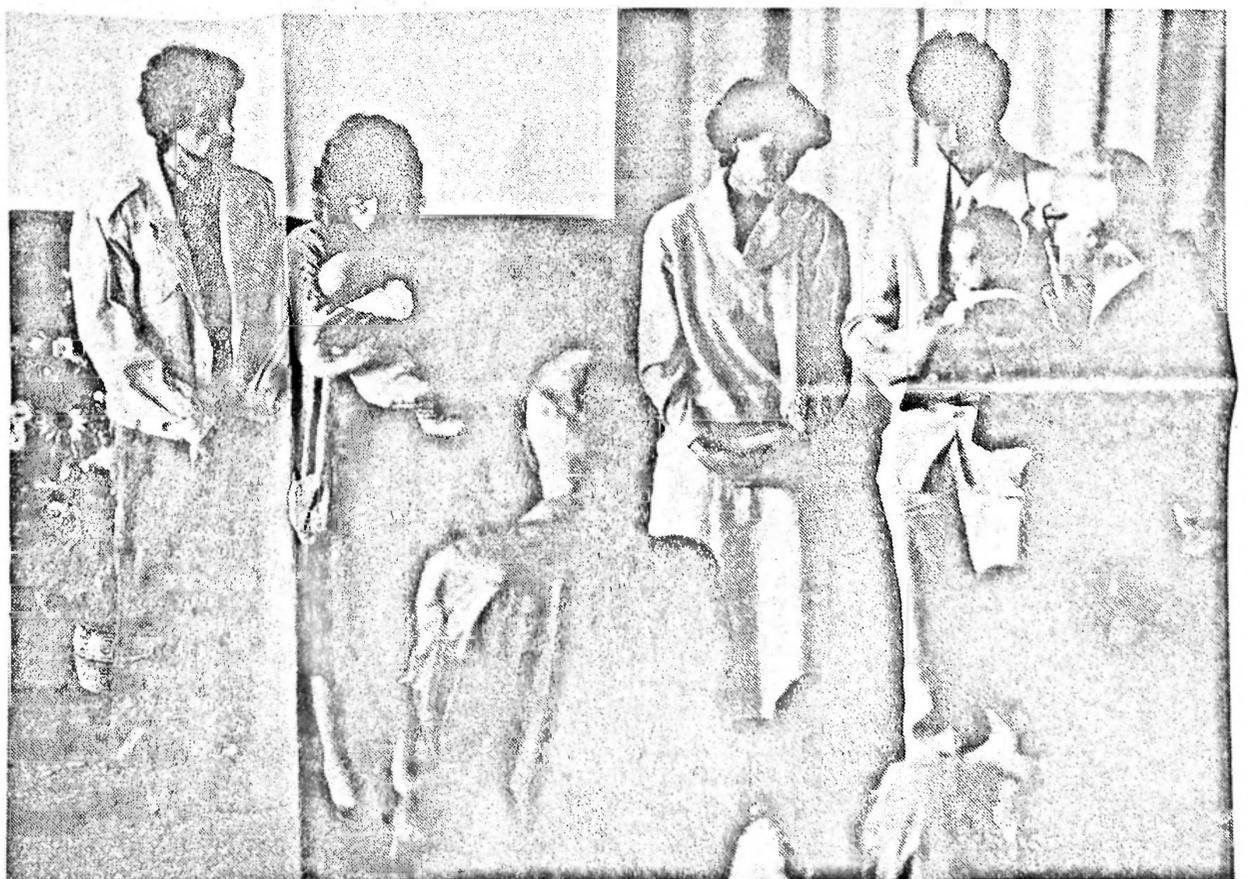


Eine Täuferfamilie beim Mittagessen. Vor jeder Mahlzeit wird Gott gedankt.

Studienzeiten sind vorgeschrieben wie an einem Kollegium. Eine sogenannte Lebensschule bietet sich an, «für Menschen, die während eines Jahres verbindlich in einem kleinen Team leben, arbeiten und studieren möchten». Die Bibelschule «offeriert» aber auch Intensivwochen für Kinder- und Jugendarbeit, Seminare für Prediger und Gemeindeführerinnen, Ferienbibelkurse, Kurzurse, Tagungen für Täufertheologie, Wochenendseminarien zu verschiedenen Themen. Als ich dort war, hatte soeben eine Schar Hutterer Bienenberg besucht. Auch sie stammen von den Täufern ab. Ihre Gemeinschaft wurde 1529 in Tirol gegründet; sie liessen sich zuerst in Mähren, später in Russland und 1874 in den USA nieder. Sie verzichten auf persönlichen Besitz, leben in «Bruderhöfen» mit Gütergemeinschaft – sind also eigentliche Vorläufer der Genossenschaften, der Kolchosen, der Kibbuzim.

Einer der Lehrer, Bernhard Ott, ist in einer Neutäuferbewegung aufgewachsen. Bevor er sich an einer Bibelschule in den USA theologisch ausbilden liess, arbeitete er als Bauzeichner. Hanspeter Jeker, ebenfalls Bibelschullehrer, hat Germanistik und Kirchengeschichte studiert und mit dem Lizentiat abgeschlossen. Er hat zahlreiche Schriften veröffentlicht, zum Beispiel «Die Basler Täufer – Studien zur Vor- und Frühgeschichte», «Die Militärfrage – Die Haltung der schweizerischen Täufer zur Entwicklung der allgemeinen Wehrpflicht». Er selbst, auch ein Neutäufer, ist Militärdienstverweigerer mit allen Konsequenzen; er sass im Gefängnis und sagt heute, der Gefängnisaufenthalt sei für ihn eine fruchtbare Zeit gewesen, er habe viel geschrieben...

Die Hauszeitung «Bienenberg aktuell» entpuppt sich als etwas aggressiv. Wird über eine Renovation geschrieben, klingt das so: «Alles Morsche, alles Abgenützte und Ausgediente wird abgerissen...» Radikal will man sein, sich deutlich von der «Welt» unterscheiden. Anpassung, wie auch immer, nein! Eine junge Schülerin, Gisela Gerber aus einer Alttäuferfamilie in Mont-Tramelan, die mir das Haus zeigt, ist da schon sanfter. Sie findet es gut, dass die jüngste Täufergeneration im Jura nun auch Französisch spricht. Ihr 13jähriger Bruder sei praktisch bilingue. Die Zeit erfordere eine solche Umstellung, meint sie gelassen.



Säuglinge erhalten während eines sonntäglichen Gottesdienstes in Moron vom Prediger Theodor Loosli den aronitischen Segen: «Der Herr segne dich und behüte dich...» Getauft sollen sie erst werden, wenn sie selbst «nach der Taufe verlangen».

Leben und Tod in der Provinz

Alles geht weiter, das Leben, der Tod

Er hatte die todkranke Schwester der Bäuerin nie gesehen. Sie hatten sie in der Nacht gebracht, als sie es nicht mehr alleine in ihrem kleinen Haus im Dorf ausgehalten hatte. Er wusste aber durch die Bemerkungen der Bäuerin und des Bauern, dass sie auf dem Sofa im Wohnzimmer lag, dass sie nicht mehr aufstehen konnte und nachts fast ununterbrochen stöhnte und sich ihres kranken Körpers entledigen wollte, der ihr wie ein Gebirge auf der Seele lag.

Vielleicht helfen ihr Kräuter und Goldmelissenblüten, sagte die Bäuerin und rupfte täglich an den Sträuchern im Kräutergarten, kochte Tee und wechselte täglich die durchgeschwitzte Bettwäsche.

Von Zeit zu Zeit schaute er vom Hof hinauf zum geöffneten Fenster, aus dem der Wind den weissen Tüllvorhang blähte und wieder ins Zimmer sog, ein Segel im Atem des Bauernhauses.

Alles ging weiter, die Tage, die Nächte.

Tags wehte der weisse Tüllvorhang aus dem geöffneten Fenster, nachts leuchtete ein schwaches Licht durch die zugezogenen Vorhänge. Die Käuzchen, angelockt durch das Licht, riefen von den nahen Tannen. Er glaubte nicht an ihre Todesbotschaft, aber er fürchtete sich in seiner Mansarde trotzdem, wenn ihr klager Ruf die Nacht noch mehr verdunkelte.

Der Nachmittag, satt und träge, lag über der Hofwiese, ausgebreitet wie ein grosses schweres Tuch. Kaum Wind. Vom Dorf im Tal schlug es ein Uhr, der Glockenschlag zerbrach die Zeit wie Glas. Ein stiller Vogel hüpfte über die Wiese, der Hofhund gähnte und streckte sich auf seinem Kartoffelsack im Schatten des Schobers. Im tiefen Nachmittag kam der Leichenwagen.

Der weisse Tüllvorhang hing schlaff aus dem Fenster, hinter dem es still und dunkel war. Später hörte er düsteres Gemurmel und das Wegfahren des Leichenwagens.

Die Bäuerin stand auf der Haustreppe, ein Tuch in der Faust, und sah dem Totenwagen nach; oben auf dem Fenstersims blühten prall rote Geranien.

Matthias Jenny

Lebenszeichen

Flugstunden

mm. Seiltänzer. Du. Scherst dich um keine Sicherheiten. Und manchmal will ich's dir gleich tun. Tanze auf hohem Seil, obwohl ich nicht schwindelfrei bin, weit davon. Tanze in seliger Einfachheit. Und schau plötzlich hinab, sehe, dass sie das Netz zu spannen vergassen. Würdest du da nicht stolpern, wie ich, in heillosem Schreck? Oder aufs rettende Brett dich flüchten, scheinbar gleichmütig, doch schnell?

Zuweilen aber, siehst du, geschieht es, dass ich festen Tritt wie auf sicherem Boden ausschreite und blicke dann plötzlich hinab. Und sehe: da ist, zwar weit unten, doch tröstlich, das Netz, das mich halten könnte, vielleicht, wenn ich denn viele. Aber unter meinen Füssen - kein Seil, kein Seil. Wie, lieber Seiltänzer du, hieltest du dich da fest an meiner Stelle?

Aus dem alten China.

Das fehlende Bein

In einem gewissen Bergdorf benutzte man früher Astgabeln als Stuhlbeine.

Da ein Stuhlbein gebrochen war, schickte der Hausherr seinen Diener in den Wald, um eine passende Astgabel zu holen. Der Diener zog frohen Mutes mit seiner Axt los.

Erst gegen Abend kam er, mit leeren Händen notabene, zurück. Der Hausherr fuhr ihn an: «Ja, hast du denn den ganzen Tag keine einzige Astgabel gefunden?»

Da antwortete der Diener: «Doch, doch. Astgabeln gab es mehr als genug. Aber glauben Sie, ich hätte auch nur eine einzige entdeckt, die nach unten wächst!»

Bruno Rhyner

Journal der Popkultur

Chansons von der Moskwa

Man sagt ihr nach, sie könne in ihrem Heimatland ebenso die Massen mobilisieren wie hier im Westen Prince und Madonna. Ganze Fussballstadien füllten sich, wenn in Moskau oder Leningrad, in Alma Ata oder Karsnojarsk Konzerte mit ihr angekündigt würden. Beinahe 160 Millionen Langspielplatten, so sagt man auch, habe sie in ihrer nunmehr dreizehnjährigen Karriere bereits verkauft - sie, Alla Pugatschowa, die erfolgreichste russische Rock- und Popinterpretin. 1950 in Moskau geboren, begann sie bereits in jungen Jahren ihre Heimat kreuz und quer zu durchstreifen - zunächst mit einer Zigeunertruppe, später mit einer eigenen Big Band.

Von sich selbst sagt die Pugatschowa: «Ich bin ein Star, vom Volk dazu ernannt.» Damit meint sie nicht etwa, ihre Musik stehe im Dienst der Partei. Vielmehr spielt die «Königin des sowjetischen Showbusiness» auf die enge Volksverbundenheit vieler ihrer Lieder an. Die Pugatschowa singt ganz in der russischen Tradition. Sie erfindet sich, wie Kenner sagen, «auf die elegischen Texte bekannter russischer Poeten Melodien in Moll» - und erinnert so an das alte Volksliedergut ihres Landes und dessen Nähe zur Literatur. Das hat der Pugatschowa bei ihrem ersten Schweizer Auftritt jüngst in Winterthur den Vorwurf eingebracht, ihre Musik sei rückständig, klinge antiquiert. Nur: Hat Musik, gerade Populärmusik, nicht immer da ihre Stärke bewiesen, wo sie sich auf ihre Wurzeln besann? Besonders im Zuge einer sich anbahnenden ethnischen Welle, die sich in den Vereinigten Staaten beispielsweise in der Rückerinnerung an die Qualitäten der Cajun-, Zydeco- und New-Orleans-Musik manifestiert oder in der Karibik und in Afrika in der Entdeckung von

Rhythmen und Gruppen wie Zouk und Kassav' (von den französischen Antillen) oder den sogenannten Shed-Sounds der Bhundu Boys (aus Zimbabwe) zum Ausdruck kommt, vor allem im Zuge dieser Ethno-Welle muss man die Lieder der Pugatschowa in einem anderen Licht sehen.

Wie ein erst vor kurzem erstmals im Westen offiziell veröffentlichtes (älteres) Doppelalbum der Sängerin («How Disturbing Is This Way», Melodija C60-17663-6) zeigt, sind ihre Weisen mehr Chansons im französischen als Rocksongs im angelsächsischen Sinn. In einem Lied, ironischerweise als «An Old Song» bezeichnet, wird gar mit einem kurzen Zitat aus Edith Piaf's «Mylord» die Verbindung von der Moskwa zur Seine



Die Lieder der russischen Pop-Rock-Sängerin Alla Pugatschowa sind in das Volksliedergut ihrer Heimat eingebettet. (Bild Kristina Eriksson)

geknüpft. 1981 mit der Gruppe «Rezital» von Alexander Yudov aufgenommen, schlägt das Album ausserdem den Bogen zu allen jenen Chansons und Liedern, die die Pugatschowa in den letzten Jahren nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch bei uns bekannt werden liessen: «Millionen Rosen», «Eisberg», «Harlekin», «Glück im Privatleben» und, gemeinsam mit dem deutschen Politrockstar Udo Lindenberg gesungen, «Wozu sind Kriege da...». (Das genannte Album von Alla Pugatschowa findet man in Fachgeschäften mit Import-Service.) Peter Figlestahler

Waka 1-5

In der Dämmerung

Ruhe im Strudel,
hell und klar, weit und tief von
Anfang zu Anfang
Doch die Blätter der Bäume
wispeln weiter Tag und Nacht.

Die Augen des Lichts
sehen nie jene Dinge,
die sie schon wissen.
Die Wurzeln wachsen gegen
den Strom der Vergangenheit.

In der Dämmerung
stützt sich ein schwacher Grashalm
am starken Baumstamm.
Ein Blatt fällt aus der Krone
und fällt in den Fluss.

Hastig zuckt ein Blitz
über den hohen Bergen.
Die Antwort entfällt,
und Stille dröhnt wie Donner
durch gestorbene Leere.

Der See wirft Wellen
von sich fort, in sich hinein.
Kalt leuchtet der Mond.
Wie hiess die Trauerweide,
als sie noch namenlos war?

JM

Strassburger Geschichten

Machtwechsel in der Stadt

Eines jener wahnsinnigen Sommergewitter, die um des Rheins und seiner Gebirgsstränge willen über die Gegend herfallen, Schlag auf Schlag der gedankenlos hetzenden Stadt versetzen, dass die geschockt bis in ihre Eingeweide innehält und am Ende, wenn alles wieder vorbei ist, geduckt noch und bebend, kaum begreifen kann, wie sie noch einmal davongekommen und gerettet ist. Während all die Jahre über ein winziger Funken Zuversicht in den schutzsuchenden Menschen das grosse Tamtam noch erträglich gemacht hat, schiesst diesmal ein Blitz gegen alle Regeln der Kunst in den Nerv der Gegend. Alle elektrogesteuerte Bewegung erstarrt. In Stille zerbricht der dickste Klumpen des dauernden Geräuschgemenges einer Stadt, darin schwimmen hupend und hilflos die Autos. Die Lichter in allen Farben sind tot. Orientierungslos verharren anfangs die Passanten, polen dann irritiert ihre Vorhänge um. Vor dem brachliegenden Photokopierladen auf dem Absatz kehrtmachen. Eben die Supermarkteinkäufe erledigen. Improvisation ist das halbe Leben. Im schwarzen Loch, worin sich der kleine Supermarkt an der Ecke gewandelt hat, wird niemand mehr eingelassen: ein Pulk schockierter Kundschaft umringt die stumme Kasse. Das Personal scheint zwischen Briganten- und Plündererangst und der Furcht, für immer und ewig nicht mehr ans Wechselgeld für die aufgehäuften Waren kommen zu können, in innerem Zwiespalt. Auch aus der Bankfiliale starrt das Grauen. Die Post hat

offene Pendeltüren, ratlose Gesichter hinter den Schaltern, noch der Bettler am Treppenabsatz ist mit seiner Weisheit am Ende. Die im Versicherungsbüro am Fenster stehen, scheinen über der Erkenntnis, dass «höhere Gewalt» am Werk ist, ruhig geworden zu sein. Wohl kein Regressfall. Oder ein Fall für besonders Gewitzte. Im Grosskaufhaus endlich Notaggregate in Betrieb: schmale Beleuchtung, immerhin, die Passanten werfen zitternde Schatten, die forsche Beteuerung, dass ihnen all dies nichts ausmache, nützt davor nichts: sie sind bis ins Innerste erschrocken wie die Stadt. Plötzlich beginnt jemand zu zeteren, ein zweiter lässt sich anstecken, noch einer, die Leute, eben noch zutiefst verunsichert, stürzen sich erbittert in einen der aussichtslosen verbalen Clinchs, die irgendwie verebben oder nur noch mit Fäusten ausgetragen werden können. Schon duckt sich die Verkäuferin, lässt Theke Theke sein und den lieben Gott der Kaufhausbesitzer einen guten Mann, da reisst die Helligkeit wieder ein, die Maschinen beginnen zu summen, die Kassen zeigen sich wieder bereit, Wechselgeld zu speien, und die geforderten Gramm Salami können abgewogen werden. Ein wenig verlegen sehen die Streithähne beiseite. Besinnen sich dann auf die vor einer halben Stunde sinnlos gewordene Verrichtung. Straffen sich. Und mit ihnen die Schatten.

Rita Breil

Kunstmännchen im Alltag

Dichtung und Wahrheit

An einer Autorenlesung trägt ein junger Schriftsteller seine Gedichte vor. In der anschliessenden Diskussion stellt er fest, dass die Stoffe, aus denen er seine Gedichte schreibe, auf der Strasse lägen. Kunstmännchen kommentiert: «Auf der Strasse liegt selten etwas Kostbares. Die Abfälle gehören in die Kehrichtverbrennung und sollten nicht zu literarischem Müll aufbereitet werden.»

Steno Graf

Streiflichter aus der Antike

«Leerer Bombast...»

«Leerer Bombast eines festlichen Umzuges; Theaterspiel auf einer Bretterbühne; Schafpferche und Rinderherden; Kräftermassen im Lanzenstechen; ein hohler Knochen unter jungen Hunde geworfen, ein Stückchen Brot in ein Bassin voller Fische; armseliges Sichabmühen und Lastenschleppen von Ameisen; aufgeschreckter Mäuse Durcheinanderlaufen; Marionetten an Fäden hin und her geführt.»

Nun muss man diesem ganzen Treiben zwar mit wohlmeinender Anteilnahme und ohne sich dagegen aufzulehnen, gegenüberstehen, doch immer auch an dem Gedanken festhalten, dass jeder Einzelne nur so viel wert ist, wie die Lebensziele wert sind, um die er sich einmal ernsthaft bemüht hat.»

Aus Kaiser Marc Aurels «Zu sich selbst» gesprochenen Aphorismen, übersetzt von Klaus Bartels

L'heure bleue I

Bellevue

Viertel vor fünf. Über der Limmat beginnt der Tag. Kirchtürme heben sich dunkel ab vom graublauen Himmel. Quai-Brücke und Strassen sind nachthell ausgeleuchtet. Der Pavillon beim Bellevue ist eine Insel aus weissem Neonlicht. Im Zimmer unter dem «S» der Leuchtreklame für Mercedes-Benz brennt Licht. Über dem See leuchtet ein heller Stern.

Ein Taxi fährt über die Brücke und den Utoquai hinauf. Ein dünner Wasserstrahl plätschert in ein Brunnenbecken. Das Bellevue gehört einer Amsel, die in einem Kastanienbaum singt.

Ein Mann mit leuchtendgelber Jacke putzt die Scheiben des Belcafé. Eine Frau, seine Frau vielleicht, putzt drinnen weissen Marmor. Italiener wahrscheinlich. Sie hat eine Spange im Haar. Sie singen nicht. Im «Bellevue Sandwich Corner» legen Frauenhände Schinken zwischen Brotscheiben. Der Wind treibt einen Kehrichtsack von der Brücke her über die Tramschienen.

St. Peter schlägt fünf. Das Morgengraue ist über den Himmel gekrochen. Zwei Männer kommen zur Traminsel und gehen langsam der Scheibenfront des Belcafé entlang. Der grosse Dicke hat seine Krawatte lose um den Hals hängen. Er trägt geflochtene Schuhe und raucht Chesterfield. Der kleine Dünne hat ein Muttermal auf der Stirn und eine dunkle Stahlrandbrille. «Ist da noch abgeschlossen?» fragt der Dicke zu den drei älteren Frauen hin, die auf der Bank sitzen. Ihr Gespräch verstummt. «Er ist ein Schweizer», sagt der Kleine, «ein Kuuuhschweizer.» Er dehnt das «u» lange. Der Dicke hebt die Hand und lässt sie wieder fallen. «Und ich bin nur ein Österreicher», fährt der Kleine fort. Seine Zunge ist schwer. «Ein dreckiger Österreicher, aber ich bin stolz darauf.» - «Er ist mein Chef», sagt er und weist auf den Dicken. «Er ist ein Hueretubel, aber er ist mein Chef.» Der Dicke lacht.

Auf der andern Seite der Traminsel hält das erste Tram, ein Zweier. Eine Frau mit sehr schwarzen Haaren und einer roten Jacke steigt aus. Das Tram fährt weg. Die Frau bleibt einen Moment unter den dunklen Bäumen stehen und geht dann zur Theke des Sandwich Corner. Eine Strassenputzmaschine kreist und lärmt. Vor dem Kiosk liegen Zeitungspakete. In den Zeitungen steht, dass North über Reagan auspackt, dass die Iraner wieder einen Tanker beschossen haben, dass Madonna ihr Publikum verrückt macht und dass Mächler an der Tour de France sein Leadertrikot abgeben musste. Im Belcafé hantiert einer an der Kaffeemaschine. Der Dicke stellt sich vor die Tür, und sie faltet sich auf. Er freut sich. Autos fahren. Die Amsel ist verstummt.

Zwanzig nach fünf. Der Tag ist da. Nur unter den Bäumen ist es noch dümmrig. Die Frau mit der roten Jacke spricht mit einem grauen Mann. Eine Frau mit müdem Gesicht steht daneben. «Bei uns im Haus haben sie schon wieder einen beerdigen müssen», sagt die mit der roten Jacke. «Er hiess Meier und hatte Arthrose, obwohl er gesund gelebt hat, nicht trank und nicht